



Perchnachten, die Zwölften und die Rauh Nächte

Die Ursprünge unseres Brauchtums im Weihnachtsfestkreis hat Stadtheimatspfleger Dr. Johannes Lang beleuchtet. In einem ersten Teil erzählt er von den Anfängen.

Von Dr. Johannes Lang

Der Herr bricht ein um Mitternacht ...“ – so beginnt ein geistliches Adventslied, das im Jahre 1712 von Johann Christoph Rube (1665-1748) verfasst worden ist. Schon aus dem Kontext ergibt sich, dass hier kein Einbruch im Sinne eines gewaltsamen Zutritts in ein Haus gemeint sein kann. Offensichtlich hat das Wort „(ein)brechen“ im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte einen Bedeutungswandel vollzogen: Das Wort leitet sich vom mittelhochdeutschen „brehen“ ab, was zunächst einmal „glänzen“ bedeutet. Später wurde daraus „brechen“, ein Wort, das wir im heutigen Sprachgebrauch z.B. im Zusammenhang mit der „Lichtbrechung“ verwenden und das auf diese Weise erneut zum „glänzen“ führt. Unser Wort „prächtig“, dessen Synonym „glanzvoll“ bedeutet, leitet sich ebenso von „brechen“ ab wie das englische „bright“ (= leuchtend, glänzend). In unserem Verb „anbrechen“ – etwa im Sinne des anbrechenden Tages – finden wir eine abgeleitete Bedeutung: der Morgen beginnt im Glanz der Sonnenstrahlen, er „erscheint“ gewissermaßen, beinhaltet dieses Wort doch das Vermögen, aus eigener Kraft heraus zu leuchten.

Noch im Mittelalter erhielt „brechen“ zusätzlich die Bedeutung von „erscheinen“, so dass nun auch das eingangs erwähnte Lied zu seinem nachvollziehbaren Sinn gelangt: „Der Herr erscheint um Mitternacht ...“

Die „Erscheinung des Herrn“ kommt aber nicht nur in dem Lied, sondern auch in der liturgischen Benennung eines bedeutenden kirchlichen Festes, dem „Dreikönigstag“ am 6. Januar, zum Ausdruck. Der in der christlichen Kirche für diesen Tag verwendete Begriff „Epiphania“ leitet sich vom altgriechischen Wort epipháneia her, was ursprünglich allgemein eine Erscheinung bezeichnete, um dann im Hellenismus das Erscheinen einer Gottheit anzuzeigen: Durch ihr plötzliches und rettendes Eingreifen wendet die Gottheit das Geschehen zugunsten des Menschen. Seit der Antike und der damit verbundenen Plato-Rezeption ging mit der Vorstellung der Epiphanie auch eine Lichtvision einher. Mit der Etablierung eines zweiten weihnachtlichen Festes, das im Gegensatz zum Geburtsfest Christi den Offenbarungsgedanken in den Mittelpunkt rückte, entlehnte die römisch-christliche Kirche den Begriff der Epiphanie von der Ostkirche und feierte an diesem Tag die Anbetung des Kindes durch die Magier, die man später als „Heilige Drei Könige“ bezeichnen sollte.

Die frühen Theologen sahen in den Magiern die ersten Heiden, die sich Christus bewusst zuwendeten, indem sie in ihm den Messias erkannten. Geleitet worden waren sie dabei durch eine göttliche Erscheinung, die sich durch einen Stern zeigte, wie der Evangelist Matthäus (Kap. 2,7 und 2,9) schildert: „Da Jesus geboren war zu Betlehem in Judäa zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen Magier aus dem Morgenland nach Jerusalem und sprachen: Wo ist der neugeborene König der Ju-



Die Heiligen Drei Könige mit dem Stern. Kupferstich aus dem 18. Jahrhundert.

– Fotos: Stadtarchiv



Dreikönigs-Prozession in Köln. Holzschnitt aus dem 15. Jahrhundert.

den? Wir haben seinen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, ihn anzubeten. [...] Und siehe, der Stern, den sie hatten aufgehen sehen, ging vor ihnen her, bis er über dem Ort stand, wo das Kindlein war. Da sie den Stern sahen, wurden sie hocheifrig und gingen in das Haus und sahen das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe.“

Den Tag des leuchtenden Sterns gefeiert

Mit seinen Wortbedeutungen „glänzen“ bzw. „erscheinen“ eignete sich das mittelhochdeutsche „brechen“ hervorragend für die Eindeutschung des Begriffs der Epiphanie. So findet sich denn auch ab dem 13. Jahrhundert in den nunmehr verstärkt in deutscher Sprache verfassten Schriftquellen für den Epiphanietag (6. Januar) der Begriff „Brehentag“

bzw. „Brech(en)tag“: Man feierte also den Tag des leuchtenden (= brechenden) Sterns und damit den Tag der Erscheinung.

In den Urkunden des 13., 14. und 15. Jahrhunderts wurde der „Brech(en)tag“ mit all seinen Verschreibungen (Prehentag, Preen- oder Prehtag) vielfach zur Datierung herangezogen. Gleichzeitig zu diesen Formen entwickelte sich durch phonotaktische Veränderungen – durch eine so genannte Metathese – im Laufe der Zeit eine Vertauschung zweier Buchstaben (vgl. dt. Wespe / mittelbayer. Wepse), wodurch aus dem „Prehtag“ schließlich der „Perchtag“ wurde. Die Wortentwicklung lässt sich wie folgt rekonstruieren: Prehentag < Brechentag < Brechttag < Berichtag < Berchttag < Berchtentag bzw. Perchtentag. Eine davon abgewandelte Form ist „Perchnachten“, das bereits in einer den Salinenbetrieb betreffenden Reichenhaller Urkunde des Jahres 1285 genannt wird: „Wer von sand Ruprechtstag mehr [Salz] seut [= siedet] unz [= bis] auf die Perichtnächten“, der müsse

eine Strafe zahlen, heißt es in dem Dokument. Perchnachten erscheint also als Gegenstück zu Weihnachten, dem anderen Hochfest während des Weihnachtsfestkreises, und macht deutlich, dass man sich, ähnlich wie die Geburt Christi, die Erscheinung des Sterns zu Nachtzeiten vorstellte. Sowohl im Falle von Weihnachten (25. Dezember) als auch im Falle von Perchnachten (6. Januar) begann der Festtag mit dem Vorabend, weshalb der Vortag „Perchtabend“ (5. Januar) – ähnlich dem „Heiligen Abend“ (24. Dezember) – benannt wurde.

6. Januar als einer der wichtigsten Tage

Wie bedeutsam Perchnachten (6. Januar) in der Bevölkerung eingestuft wurde, zeigt sich an den weiteren für ihn gebräuchlichen Benennungen: Einerseits war der Tag bekannt als „Obrist(en)tag“ bzw. „Heiliger Oberstentag“, wobei auf die in der Bibel erwähnten

Magier aus dem Morgenland Bezug genommen wurde, deren Ranghoheit man damit kennzeichnete. Andererseits findet sich für den Tag auch die Bezeichnung des „großen oder hohen Neujahrs“, im Gegensatz zum „ersten und gemeinen Neujahr“ (1. Januar), begann doch der bauerliche Kalender nicht mit dem 1., sondern mit dem 6. Januar und stellte somit einen der wichtigsten Tage in der mittelalterlichen Gesellschaft dar. Weitere Namen waren: Theophanie, Feste der Lichter bzw. Ursprung des Lichts, Heidenfest, Phagiphanie bzw. Bethphania, schließlich das Fest der „Heiligen Drei Könige“ – ein Name, der ab dem 6. Jahrhundert allmählich aufkam, da die Überzeugung erstarkt war, dass es sich bei den in der Bibel genannten Magiern um drei Könige gehandelt habe. Damit einher ging die erstmalige Nennung der Namen Caspar, Melchior und Balthasar. Offenbar hatten die drei in der Bibel erwähnten Geschenke Gold, Weihrauch und Myrrhe zu der Annahme geführt, dass es sich um drei Könige gehandelt habe.

Zwölf Nächte oder kurz: die Zwölften

Zwischen Weihnachten (25. Dezember), das mit deutlich weniger gängigen Namen versehen war (Christtag; Geburt des Herrn), und Perchnachten (6. Januar) liegen insgesamt zwölf Nächte, wobei jene vom 25. auf den 26. Dezember stets als erste zu zählen war. Die darin liegenden elf Tage sind folgenden Heiligen bzw. Ereignissen geweiht: Stephanus (26.12.), Johannes Evangelist (27.12.), Fest der Unschuldigen Kinder (28.12.), Thomas Becket (29.12.), König David (30.12.), Sylvester (31.12.), Fest der Beschneidung des Herrn (1.1.), Makarius (2.1.), Genoveva (3.1.), Titus (4.1.) und Telesphoros (5.1.). Dass die zwölf Nächte, die man ab dem Hochmittelalter als die „Zwölften“ bezeichnete, nicht nur in Mitteleuropa gefeiert wurden, geht aus dem Buch des Johannes von Hildesheim über die Legende der Heiligen Drei Könige („Historia Trium Regum“) hervor, das in der Zeit 1364-1375 entstand: Darin berichtet der Autor, dass in zahlreichen Regionen der Ostkirche und des Nahen Ostens diese Zeit in festlichem Gepräge begangen wurde „mit Kost, Getränken und mit Speisen, so viel und genug sie essen können bis zum zwölften Tag [...] und auf jedem Tisch steht eine Kerze oder ein Lämpchen, das Tag und Nacht brennt bis zum zwölften Tag, und das Volk hat an diesen Tagen eine große Freude mit Essen und Trinken.“

Und an dem zwölften Abend – sobald die Sonne zur Neige geht – so geht ein Freund zu einem anderen Freund mit brennenden Lichtern, die sie in den Händen tragen. Und wenn sie bei der Tür hereinkommen, so sagen sie „Gott gebe Euch einen guten Tag“ [...] Die Nacht über bleiben sie wach und gehen von einem Haus in das andere und singen und springen. All das tun sie in Erinnerung an den zwölften Tag, als die drei Könige kamen ...“ Die besondere Begehung der „Zwölften“ scheint rasch ihren Weg von der Ostkirche in den abendländischen Raum gefunden zu haben, zumal die „Zwölften“ als jene Nächte angesehen wurden, in denen hemmungslos orakelt und geweissagt wurde.

Und dabei kannte der mittelalterliche Aberglaube keine Grenzen: Ab der ersten der zwölf Nächte würden sich – davon war man überzeugt – die Tiere im Stall mit-

einander über ihren Herrn unterhalten, alle Geister würden sichtbar, alle in dieser Zeit gehabten Träume würden sich im folgenden Jahr erfüllen. Man esse weder Erbsen noch Linsen, putze keine Stiefel oder Schuhe, hänge keine Wäsche auf und setze sich auf keinen Tisch. Man schüttle die Bäume, damit sie im kommenden Jahr reichen Ertrag bringen, und setze zwölf Zwiebeln, um die Trockenheit oder Nässe der kommenden Monate zu erfahren. Frauen würde den eigenen Schatten ohne Kopf erblicken. Man spreche in den Ofen hinein und werfe den Schuh rücklings über die Schulter. Aus kleinen Salzhäuflein ließen sich Sterbefälle im kommenden Jahr herauslesen, und heiratsfähige Mädchen „kehren die Stuben nackt und rücklings aus, auf daß ihr Heurath [= künftiger Ehemann] erscheine.“ Eier, in ein Weinglas geschlagen, würden den Beruf des künftigen Angetrauten sichtbar werden lassen.

Karten würden gelegt und aus neuerlei Holz gefertigte Stühle würden diejenigen, die sich während der Mette in der Christnacht darauf setzten, mit allen Hexen der Nachbarschaft bekannt machen. Nackt auf einer Kreuzung stehend, würde „der Teufel kommen und [...] Schätze zu Haufen oder die schönsten Mädchen aus der Gegend verschaffen.“ Die Zukunft ließe sich, so eine weit verbreitete Überzeugung, durch Bleigießen voraussagen. Schließlich würden sich die kommenden zwölf Monate aus der Beschaffenheit der „Zwölften“ herauslesen lassen.

Insbesondere die letzte der zwölf Nächte, vom 5. auf den 6. Januar, war ausgefüllt mit einem vielfältigen Brauchtum. So etwa opferte an jenem Vorabend – eingedenk der Heiligen Drei Könige – beispielsweise der spanische König drei Kelche, jeweils gefüllt mit Gold, Weihrauch und Myrrhe. In Frankreich hingegen wurde an diesem Tag einer der Hofbedienten zum König gewählt und von dessen höher Gestellten bedient. Sächsische und Thüringische Familien wiederum aßen einen Kuchen, in den eine Bohne eingebakken sei. Derjenige, in dessen Kuchenstück die Bohne erschien, war der „Bohnenkönig“.

Dem Vorbild der Heiligen Drei Könige folgend, die neben Gold und Myrrhe auch Weihrauch dargebracht hatten, räuchert man in dieser Nacht das eigene Haus, um es damit zu segnen. Dabei, so ein Lexikoneintrag aus dem Jahre 1780, „geht der Pfarrer oder mit seiner Erlaubnis ein anderer Priester mit Weihwasser und Rauchfasse in die Häuser, geht alle Zimmer durch, besprengt sie allenthalben mit Weihwasser, räuchert sie aus und schreibt insgesamt des Jahres einmal mit der Kreide auf alle Türen die Buchstaben C.M.B. mit dreym Kreuzen, d.i. Caspar, Melchior, Balthasar.“

Noch „Rauchwecken“ Anfang des 19. Jahrhunderts

Die Hausbenediction geschieht auch manchmal öfter im Jahre, besonders zur Pestzeit oder wenn andere gefährliche Krankheiten überhand nehmen oder wenn man in der Furcht ist und glaubt, daß das Haus vor Infestationen oder Nachstellungen des Satans nicht genug gesichert ist.“

Diese Weihehandlung des Ausräucherns, zunächst nur von Geistlichen vorgenommen, wurde später an Mesner oder Schullehrer übertragen. In Bayern überrahm, wenn kein Geistlicher dafür verfügbar war, diese Aufgabe der „Hausvater selbst“ und räu-

cherte „das ganze Haus und jede[n] Winkel darinn mit geweihten Rauche“ und schrieb „an jede Thüre die Anfangsbuchstaben die Namen der drey Könige und die Jahreszahl mit ebenfalls geweihter Kreide“ und betete dazu. Während auch die Stallungen ausgeräuchert wurden, erhielt das Gesinde eine bessere Kost, bestehend aus Kücheln und gesottem Obst, an den folgenden Tagen aber noch üppigere Speisen: Würste, Fleisch und Weizenbrot. Die exakte Speisenfolge, die eine für damalige Verhältnisse durchaus üppige Schlemmerei widerspiegelt, wurde sogar in den Dienstbotenordnungen festgehalten: in der Früh ein Paar Würste, eine Suppe, Fleisch, Bier und Brot; mittags und abends eine Suppe mit Einlage, als Vorspeise z.B. Kuddelflecken, dann Semmelknödeln, Rindfleisch und Gemüse, Braten, Weißbrot und eine Halbe Bier. In München boten die Bäcker zu Beginn des 19. Jahrhunderts am Weihnachts- und Dreikönigstag noch so genannte „Rauchwecken“ öffentlich zum Verkauf an.

Als Rauchwerk beim Ausräuchern diene vorzüglich der auch in Kirchen verwendete kostbare Weihrauch aus dem Orient. War solcher nicht verfügbar, so verwendete man den so genannten „Waldrauch“, wobei sowohl das Harz der Kiefer als auch die gelbe Speikpflanze, die vornehmlich im Lungau gewonnen wurde und bei Kramern in kleinen Bündeln erworben werden konnte, wichtige Zutaten darstellten.

Gesegnet wird auch der Übergang ins neue Jahr

Das Räuchern am Vorabend zu Perchtnachten erfolgte nicht zuletzt wegen des im bäuerlichen Kalender am 6. Januar begangenen Neujahrstages („Großneujahr“), wobei – ähnlich den antiken Traditionen – der Segnung des Hauseingangs eine besondere Bedeutung zukam, sogar im doppelten Sinn: Das lateinische Wort „Ianua“ bezeichnete eine jegliche Tür, durch die man hinein- oder hinausgehen konnte. Hinzu kam, dass die Bezeichnung des ersten Monats im neuen Jahr mit dem lateinischen Wort und der davon abgeleiteten doppelgesichtigen römischen Gottheit „Janus“ gebildet wurde: der Januar.

Mit Hilfe des Weihrauchs, des Weihwassers sowie der Inschrift + C(hristus) + M(ansionem) + B(enedicat) + (dt.: „Christus segne das Haus“) segnete man also nicht nur die Schwelle zum eigenen Haus, sondern auch den Übergang in ein neues Jahr, von dem man nicht wusste, was es bringen würde.

Die Zwölften, die gewissermaßen eine Zeit zwischen den Jahren bildeten, waren also wie geschaffen fürs Orakeln, Weissagen und Prophezeien. Eine Schrift aus dem Jahre 1592 erklärt auf die Frage: „Warum schreibt man aber Ihre Namen auf die Türen: Caspar, Balthasar, Melchior?“ Man hoffe, so die Antwort, „dass in dieser heiligen drei Könige Namen der Satan in der Wohnung, wo diese drei Namen [geschrieben] sind, keinen Schaden zufüge. Und darum gebrauchen wir dazu – und gegen allerlei Gespenster – auch das heilige Kreuzzeichen.“ Allein diese Aussagen belegen, dass der Glaube an die Verführungen des Teufels und an die Existenz böser Geister das Leben und die Vorstellungswelten des mittelalterlichen Menschen zu einem guten Teil bestimmte, was bei der einen mehr und beim anderen weniger vering.

Innerhalb der Zwölften galten jene Feste, die direkt mit dem Leben Jesu in Verbindung standen, als besonders weihvoll. Es waren dies zunächst die Vorabende zu Perchtnachten (5./6.1.) sowie zum Fest der Beschneidung des

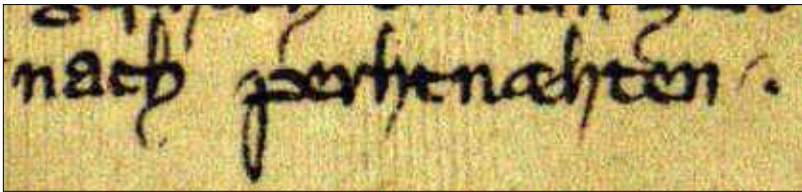


Frau Percht mit der langen Nase. Holzschnitt aus dem Jahr 1468.



Perchten am Vorabend zu Perchtnachten in Eschenlohe, 19. Jahrhundert.

– Fotos: Stadtarchiv



Datierung „nach Perchtnachten“ auf einer Urkunde aus dem Jahr 1312.

Herrn (31.12. / 1.1.), was später als Neujahrsnacht bezeichnet wurde. Hinzu kam außerdem die Christnacht (24./25.12.), die eigentlich außerhalb des Zeitraums der Zwölften lag, und ferner – sehr wahrscheinlich später dazu genommen – die Thomasnacht (20./21.12.), die gleichzeitig die Wintersonnenwende markiert. Als einer der Apostel Christi genoss der hl. Thomas besonderes Ansehen. Seine heiligen Gebeine wiederum ruhten in Indien, wo der Legende nach auch die Heiligen Drei Könige herstammten und ebendort verstorben waren. In diesen vier besonders weihvoll begangenen Nächten pflegte man, abgeleitet von der Sitte zu Perchtnachten, ebenfalls das Räuchern, weshalb man diese Nächte als „Rauchnächte“ bezeichnete. Durch lautliche Verschleifung wurde im Verlaufe des 19. Jahrhunderts daraus der Begriff der „Rauhnächte“, in denen man „die Häuser zu beräuchern pflegte.“ Zudem bespurgte man diese, ja sogar Speise und Trank – ausdrücklich auch den Weihnachtszopf – mit Weihwasser, „damit uns kain List des bösen Feinds noch kain Zauberey weder Vich noch Leut schaden“, wie es in einer Schrift aus dem Jahre 1592 heißt.

Auch das in den Zwölften ohnehin übliche Orakeln und Weissagen verstärkte man in diesen Nächten, beispielsweise durch Blaugießen, so dass man die vier Rauhnächte auch als Losnächte („Lösselnächte“) bezeichnete.

Schon früh verwischte sich die genaue Zeiteinteilung

Eine klare Differenzierung, welche Nächte eigentlich als die

Zwölften und welche als Rauhnächte anzusehen waren bzw. wo es Überschneidungen gab, verwischte sich schon im Verlaufe der Frühen Neuzeit, so dass sich bald eine gewisse Beliebigkeit einstellte. So etwa erblickte man als Rauhnächte „auf dem Lande diejenigen Tage vom Neuenjahre an bis nach der h. drey König Woche“, schloss demzufolge also auch die Oktav von Perchtnachten (6. Januar) mit ein. In einer Dienstbotenordnung aus dem Jahre 1822 wiederum wurde – wegen der an diesen Tagen an das Gesinde besonders zu reichenden Speisen – als Rauhnächte neben Weihnacht, Neujahr und dem Dreikönigstag auch Allerheiligen genannt.

Zusätzlich zum Räuchern galt in jenen Nächten allgemein die Gewohnheit des Schießens, eine besondere Form des Lärmbrauchtums. Dessen Ursprünge lagen in der allgemeinen Praxis, wie sie sich im Volk seit dem Spätmittelalter herausgebildet hatte, um die Ankunft gekrönter Häupter, Fürsten und Könige mit lauten Böllern weitum zu verkünden. Da man auch in Christus und den Heiligen Drei Königen derartige Hoheiten zu erkennen glaubte, bildete sich hier ein regelrechtes Brauchtum aus, um die Christus im Besonderen geweihten Rauhnächte in ihrer Bedeutung noch zu steigern. Obwohl wegen der vielen Unfälle obrigkeitlich verboten, übte man den Brauch an zahlreichen Orten Mitteleuropas aus. Im Großartal beispielsweise nannte man das Schießen zur Christmette den „Metterschoaß“, wie Lorenz Hübner 1797 berichtete.

Zu den weiteren Besonderheiten zu Perchtnachten (6. Januar) gehört bis zum heutigen Tag das so genannte Sternsingen, dessen Ursprünge auf das Spätmittelalter

zurückgehen und möglicherweise eng mit der Stadt Köln in Verbindung zu bringen sind: Nach dem Tod der Heiligen Drei Könige waren deren Gebeine von Indien in die Hauptstadt des Oströmischen Reichs, nach Konstantinopel (heute: Istanbul) gelangt, um später von dort nach Mailand transferiert zu werden.

Gebeine der Heiligen Drei Könige nach Köln gebracht

Bei der Eroberung und Zerstörung der Stadt im Jahre 1162 durch die Truppen des Kaisers Friedrich Barbarossa schenkte dieser die Reliquien, die als einer der kostbarsten Schätze der gesamten Christenheit galten, dem Erzbischof von Köln, der diese wiederum in seine Stadt am Rhein bringen ließ, wo sie in einem überaus kostbaren Schrein der kulturellen Verehrung ausgesetzt wurden und unzählige Pilger aus nah und fern anlockten. Der bereits erwähnte Johannes von Hildesheim berichtete in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts davon, dass in Köln bei Notzeiten Prozessionen erfolgten, wobei sich drei Priester als die Heiligen Drei Könige verkleideten und einen goldenen Stern vor sich hertragen ließen. Ähnlich geartete Dreikönigsspiele breiteten sich in ganz Europa aus, so auch im sächsischen Erzgebirge, in Thüringen und in der Pfalz, wobei man im 18. Jahrhundert die Meinung vertrat, dass „Leute, in einem meist lächerlichen Anzuge, mit einem bey sich führenden Sterne, herumzogen, ein gewisses Liedchen singen und eine wahre Betteley damit trieben.“

Sternsinger einst nur noch auf dem Land verbreitet

Wohl ursprünglich aus den Städten stammend, hielt sich die „Sternsingerey“ zu Ende des 18. Jahrhunderts nur noch in den ländlichen Regionen: Drei Männer oder junge Burschen gingen, als Könige verkleidet und einen auf einem Stab angebrachten Stern mitführend, von Tür zu Tür und brachten Hirten- oder Weihnachtslieder zum Besten, „wobey sie nicht, wie die h. drey Könige, Geschenke opfern und bringen, sondern selbe annehmen und dafür im nächsten Wirtshause sich, wie es ihr Orden mit sich bringt, sternvoll saufen.“

Hier vermischte sich das Dreikönigsspiel mit den mittelalterlichen Heischebräuchen, die insbesondere in der winterlichen Zeit um Weihnachten verstärkt einsetzten. Not und Bedürftigkeit in Teilen der einfachen Bevölkerung, die man das Jahr über ansonsten bettelnd vor den sonntäglichen Kirchentoren oder auch beim gezielten Hausbettel antraf, nutzte nun die durch die Advents- und Weihnachtstage milder gestimmte Bevölkerung, indem man vor den Haustüren Neujahrs- und Segenslieder anstimmte.

Während sich zunächst vor allem Heiligtage mit entsprechenden inhaltlichen Motiven dazu anboten, wie etwa der Dreikönigs, der Nikolaus- (6. Dezember) und der Martinstag (11. November), um Spielszenen mit dem Erheischen (Erbitten; Verlangen) von Essbarem oder Geld in Verbindung zu bringen, so bürgerten sich bis in das 19. Jahrhundert zahlreiche andere Tage im Advent und im Weihnachtsfestkreis ein. So beispielsweise berichtete Lorenz Hübner zu Ende des 18. Jahrhunderts davon, dass im Pinzgau mit dem Beginn des Advents „vermummte Burschen von Haus zu Hause [zogen], welche dem Hausbesitzer Segenswünsche zum Fenster hineinschreyen und dafür beschenkt werden.“ Man nannte den Brauch das „Anglückeln“. Gleichbedeutend war der Begriff der „Klöpfelsnacht“, wobei „arme Kinder und Lehrjungen an den

Thüren ihrer Wohltäter pochten“. Die namentliche Herkunft dieser Nächte, als deren erste in einigen Gegenden die Andreasnacht (29./30. November) galt, leitete sich von der in der Bibel angedeuteten Herbergsuche Josephs und Marias ab, wobei vor allem die Thomasnacht kurz vor dem Weihnachtsfest dafür verwendet wurde. Später wurden dafür auch die Donnerstage im Advent herangezogen.

Der Heischebrauch des Anglückelns bzw. Klöpfelns artete allerdings derart aus, dass er im Verlaufe des 18. Jahrhunderts hauptsächlich in den Städten verboten war, wenngleich sich auf dem Land kaum jemand an die Verbote hielt. In der Kritik stand vor allem die teils aggressive Art des Bettelns, wie es auch in den Heischegesprächen, die teilweise gesungen wurden, zum Ausdruck kam: „I klopf o, i klopf o! D’Frau hod an schön Mo. Gib ma d’Frau a Küchel z’Lohn, dass i,n Herrn g’lobt hon. Küchel raus, Küchel raus, oder i schlog a Loch ins Haus“.

Einen Heischebrauch stellte ursprünglich auch das so genannte Perchtengehen dar. Aus der Gegend um Garmisch-Partenkirchen zitierte der Sagensammler Friedrich Panzer (1794-1854) eine weibliche Gewährsperson, die ihm ihre eigenen in die Zeit um 1800 zu datierenden Erlebnisse in Dialektform berichtete (nachfolgend zum leichteren Verständnis ins Neuhochdeutsche übertragen): „Die Perchten sind am Heilig-Drei-Königabend gegangen. Man hat gesagt: Ist heute nicht die Klöpfelsnacht, wo man anklopft und die Tür aufmacht? Machet auf, machet auf! Als ich noch jung war, bin ich selbst einmal Perchten gegangen. Es sind immer drei arme Leute gewesen, die aber sonst nicht gebettelt haben. Alle drei sind gleich angezogen gewesen: Alte Hosen haben sie angehabt, alte Janker und über dem Kopf einen Leinensack mit Löchern für die Augen und das Maul. Das eine hat eine Kette am Gürtel hängen gehabt, das andere hat einen Einkenter [= Schürhaken] gehabt, das dritte einen Besen. Sind sie an ein Haus hingekommen, dann haben sie mit der Kette gerasselt und damit an die Haustür geklopft. Mit dem Einkenter haben sie auf dem Boden gescharrt und mit dem Besen gekehrt. Das ist alles gleichzeitig geschehen. Die Leute haben dann schon gewusst, dass die Perchten gekommen sind und haben Birnen oder Brot oder Nudeln hergegeben. So sind die Perchten von Haus zu Haus gegangen.“ Für nicht wenige erwachsene Bedürftige war das „Perchte(l)n“, wie man diese Tätigkeit nannte, eine Möglichkeit, unter dem Schutz der Anonymität einer Maskierung milde Gaben zu erheischen.

Fasching hat entscheidenden Einfluss

Da die merkwürdigen Gestalten ursprünglich zu Perchtnachten (6. Januar) auftraten, bezeichnete man sie im fränkisch-schwäbisch-bayerisch-österreichischen Raum, wo sich ursprünglich ein insgesamt ähnliches Brauchtum einstellte, als Perchten. Ein unmittelbares Pendant besaß die Percht in der im italienischen Raum auftretenden „Befan(i)a“, die sich von der italienischen Form des Festtages – „Epifania“ – ableitete. Die Bezeichnung des Festtages ging folglich der Benennung der an jenem Tag bzw. Vorabend auftretenden Gestalt der Percht zeitlich voraus: Zuerst gab es den von der christlichen Festkultur geprägten Begriff „Perchtnachten“, und erst danach ließ man – eben wegen der Namensähnlichkeit – genau an jenem Termin eine Gestalt namens Percht auftreten. Von diesem Termin ausgehend, dehnte sich das Perchtenbrauchtum aus, vor allem in die Zeit der Zwölften wie auch in die Adventszeit, um sich mit einer ganzen Rei-

he anderer Braucheinflüsse zu vermischen. Entscheidenden Einfluss auf das „Perchte(l)n“ und das Perchtenbrauchtum übte die Tradition des Faschings bzw. des Karnevals aus. Die Zeitung „Der baierische Landbot“ brachte in einer ihrer Ausgaben des Jahres 1790 den Hinweis, dass in den Städten „am h. drey Königstage die römischen Saturnalien oder die Faßnacht“ beginne. Demnach fanden sich bettelnde Komödianten ein, die mit einem theatralisch aufgeführten Stück, meist alttestamentarischer Thematik, die Leute in den Wirtshäusern unterhielten. Zu einem guten Teil bestanden die Ensembles aus Laufener Schiffsknechten, die, wie eine zeitgenössische Quelle vermutete, während der Wintermonate keine andere Verdienstmöglichkeit hatten und ihre Lieder selbst verfassten und komponierten. Dem genannten Zeitraum von Perchtnachten bis zur Fastnacht (Vorabend des Aschermittwochs) entsprechen auch die Berichte über jene Zeit, in welcher die „Frau Percht“ umging: „Sie wird bei den Teutschen wie bei den Wenden [Slowenen] und selbst bei den Russen [...] als ein scheußliches Weib mit Pferd- oder Knochenfüßen, in der einen Hand einen Besen, in der andern eine Gabel haltend, vorgestellt.“ Der Autor eines im Jahre 1815 verfassten Artikels erinnerte sich daran, rund 30 Jahre zuvor – also in den 1780er Jahren – an einem der letzten drei Fastnachtstagen in Osttirol einen Umzug der „Frau Percht“ miterlebt zu haben: „Ein Bauernbursch nahm ein leichtes Gerüst auf seine Schultern, worauf ein gräßlicher Weiberkopf steckte. Dieß Gerüst und der Träger zusammen wurden von einem lumpichten Weibergewande überhüllt. Und so in ungeheurer Gestalt, unter plumpen Grimassen, mit fürchterlichem Geschrey, in der Begleitung von etwa zehn bis 15 Masken und einigen Dorfmusikanten hielt die Frau Percht ihren Lauf durch mehrere Nachbardörfer von Dölsach.“ Dies sei, so der Verfasser, unter großem Zulauf der Bevölkerung erfolgt; es seien Tänze eröffnet worden, und mit Branntwein habe man „der lärmenden Gesellschaft“ gedankt für das „Fastnachtsspektakel“. Mit ihrer Gabel untersuche Frau Perchta, so der Verfasser, „die Bäuche gefräßiger Kinder“ und schlitze ihnen diese auch auf. Und er vermutet, dass mit dieser „Sage“ auch die Mäßigung beim Essen – insbesondere nach der festverwöhnten Weihnachtszeit – angemahnt werden solle.

Bereits Erasmus von Rotterdam erwähnt „die berche mit der langen nasen“, und in seinen Fastenpredigten aus dem Jahre 1577 vergleicht Johann Mathesius die Frau des Herodes mit „der alten Berche“. Nach der Enthauptung des Johannes des Täufers müsse sie „sich ierlich von Teufeln / unter fraw Hulden und der alten Berchte namen herumb füren lassen / nicht allein umb der faulen Megde willen / sondern das sie alle Weibsbilder warne / [...]“ Über das brauchmäßige Auftreten von Perchten wissen wir seit dem späten 16. Jahrhundert. Die enge Verzahnung zwischen dem Perchtengehen, -laufen- und -jagen und dem Faschingstreiben zieht sich bis weit in das 19. Jahrhundert herauf wie ein roter Faden durch das winterliche Brauchtum.

Keine direkte Linie zu Germanen oder Kelten

Eine kontinuierliche Linie zu vermeintlich germanischen oder keltischen Ursprüngen, mit denen der esoterisch angehauchte Brauchtums-Lifestyle die Perchten gerne in Verbindung bringen würde, lässt sich jedoch nicht nachweisen. Vielmehr fallen die Einflüsse christlicher Feste wie auch der Faschingszeit auf. Schließlich erscheint die besondere Ausprägung dieses Brauchtums als das Ergebnis einer bereits im Mittelalter in Ansätzen vorhandenen „Globalisierung“.